Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 9

Artikel: Von der Schönheit unserer Mundarten

Autor: Eschmann, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667070

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von der Schönheit unserer Mundarten.

Von Ernft Cichmann.

Von der Schönheit unserer Mundarten! Ich weiß, viele sind geneigt, erstaunt zu fragen: ja, sind überhaupt unsere Mundarten schön? Und was ist denn Schönes an ihnen? Das nimmt mich doch wunder. Ein fleines Intermezzo wird mir entgegengehalten: Gestern bin ich zwei Fuhrleuten begegnet, die mit ihrem schwer bela= denen Wagen in einer engen Seitengasse nicht aneinander vorbeifamen. Ein jeder machte dem andern Vorwürfe, fuhr und fauchte ihn an, so gründlich und deutlich und bodenständig, daß es nicht mehr schön war. Da donnerte es, da wet= terte es, da gab es Grobheiten und Titulaturen, man war wieder einmal vom Wesen und Klang unseres Dialektes gar seltsam berührt. Ich erwidere: das darf nicht, auf alle Fälle nicht allein auf Rechnung unserer Mundart gesetzt werden. Der Träger einer Sprache kann zu= gleich ihr Förderer, Hüter, gelegentlich auch ihr Neuschöpfer und Künstler sein wie ein Musiker, wie ein Violinist, der sein Instrument als vol= Iendeter Meister spielt. Und dem herben Urteil, das oft gefällt wird, kann ebensogut das Gegen= teil gegenübergestellt werden: unser Dialekt ist der reizendsten Feinheiten fähig und beherrscht das Pianissimo wie das Fortissimo.

Räumen wir einmal alt eingesessene und vorsgesaste Meinungen weg und nehmen wir uns die Mühe, ihn in allen seinen Erscheinungsformen zu beobachten und zu studieren, auch in der vorsliegenden Literatur!

Aber da machen viele schon wieder eine wegwei= sende Geste: Dialekt lese ich nicht gern. Man fann ihn ja fast nicht lesen. Bis man sich nur in die Liebhabereien der Orthographie eines jeden Schriftstellers hineingearbeitet hat, ver= geht einem Lust und Stimmung. Zu ihrer Freude gebe ich ihnen ein bischen Recht, aber nur ein bischen. Denn der Dialekt will eigent= lich nicht still für sich gelesen, er will gehört wer= den. Wir lauschen einem guten Vorleser und werden nicht müde. Abends, wenn wir auf dem Lande wohnen, setzen wir uns aufs Bänklein vors Haus, vom Windlein eines Nußbaums umfächelt, im Anblick der Wiesen, eines Waldes, der Berge, des dämmernden Himmels. Da ist der Dialekt daheim. Oder im Winter, wenn draußen leise die Flocken fallen und den Garten eindecken, scharen wir uns in der Stube zusam= men, der Vater oder die Mutter nimmt ein Buch zur Hand und liest uns etwas vor, in der Sprache, in der er geboren ist, und bei all die= sen heimeligen Lauten überkommt uns eine eigentümliche, wohlige Stimmung. Wir fühlen uns geborgen und allem verbunden, was mit uns lebt vom Keller zur Winde, zwischen Schopf und Scheune, in den Blumenbeeten wie auf den Ückern. Im Kreis der Familie ist es der Mund= art am wohlsten. Da entfaltet sie ihre schönsten Blüten. Tröpflein um Tröpflein wird sie vom Kinde eingeschlürft. Die Mundart ist unsere Muttersprache und nicht das Schriftdeutsch. Die ersten Verslein und Sprüchlein, die wir gelernt, waren im Dialekt. Sie sind ein fröhlich Teil unserer Jugenderinnerungen und ein sonniges Erbe, das wir an unsere Kinder weitergeben. Aber es scheint, daß es uns, besonders in der Stadt, vor unsern eigenen Augen, unter unsern eigenen Händen von Jahr zu Jahr verkümmert. Und es tut Not, daß wir von Zeit zu Zeit unse= res schwindenden Schatzes neu bewußt werden, daß wir uns vergegenwärtigen, was wir an ihm besitzen.

Ist er nicht der Spiegel unseres Volkstums überhaupt, unserer lokalen Eigenart? Sehen und erkennen wir nicht gleich den Emmentaler, wenn er bedächtig und langfam sein: "Seit er" und "Weit er" vor uns aus= breitet, den spiken und gerne etwas nörgeln= den Basler, wenn er sein schwebendes, zweifel= beladenes "Jä-joo" ins Gespräch wirft. Der eigentümliche Gesang ist uns bei den Glarnern vertraut, und von den Appenzellern wissen wir, daß wir von ihren kurzen, träfen Sprüchen keine Komplimente erwarten dürfen. Aber sie sind uns alle recht und willfommen, der Walliser wie der Urner, der St. Galler wie der Schwyzer, der von oppe-n-appe zu uns kommt. Es gibt ein unendlich vieltöniges, unterhaltsames Konzert, wenn wir von allen Kantonen, von allen Bezirken und Dörfern die Vertreter ihres angestammten Mutterdialektes zusammen= nehmen. Wer würde glauben, daß wir sie alle unter einen Sut bringen könnten, daß sie doch alle eigentlich recht kleinen, engen Grenzen ent= stammen. Auch darauf geht die Schützenfestrede des jungen Hediger im "Fähnlein": "Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gibt, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger,

Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft."

Der Wunsch Gottfried Kellers schwebt in Gefahr. Die heutige Zeit setzt überall den Hobel an. Der gesteigerte Verkehr sorgt nur zu schnell dafür, daß alle diese sprachlichen Besonderheiten verschwinden, und was ehedem weiter zum Preise unserer Dialekte gesagt worden ist, verliert an überzeugungsfraft, die Erdfrische, der Berghauch unserer Mundarten. Je höher wir steigen, um so farbiger, um so intensiver leuchten die Alpenrosen und die Enziane. Zu ihrer vollen Pracht brauchen sie im Sommer die Schneegrenze. Ganz ähnlich haben es die Dia= lekte. In den Bergen müssen wir sie hören, bei Hirten und Heuern; da quellen die Schönhei= ten erst recht auf, da beginnen sie zu klingen und zu schillern, und wenn wir aufmerksam lauschen, ist es oft, als wäre Geröll von den Sängen darunter, Wildwasserrauschen und Glokfenklang von den Weiden.

Liegt nicht auch Schönheit und ein eigenarti= ger Reiz darin, daß unsere Sprache ein kultur= historisches Schatzkäftlein darstellt? Wir schauen in ihr zurück in die Zeit unserer Großväter; alte Lieder werden wach, verstaubter Hausrat wird in seltenen Wörtern wieder ans Licht gezogen, wir werden an interessante Berührungen mit dem Ausland erinnert, wenn etwa französische oder italienische Stammwörter durch eine Hülle schimmern, die schon mit schweizerischem Ein= schlag gewoben ist. Ist es nicht niedlich, in seiner Stube ein "Gelleretli" stehen zu haben oder zu hören, wenn ein altes Mütterchen nach seinem "Fazenetli" fragt? Über unsern Mundarten liegt ein Schimmer reicher Vergangenheit gebreitet, ganze Kulturepochen bergen sie, die Tage eines Minnefängers Johannes Hadlaub, wie die Erlebnisse fremder Söldner mit allen sprachlichen Schnörkeln, die sie heimgebracht haben. Der Rundige hört aus mancher Redelvendung, aus manchem Spruch und Witz eine wehmütige Melodie: es war einmal!

Aber freuen wir uns auch dessen, was noch ist, was noch lebt! Und da gilt es, auf ein paar Schönheiten im einzelnen hinzuweisen. Wem wäre nicht schon die Bildhaftigkeit und maslende Anschaulichkeit unserer Mundarten aufgesfallen? Die Fülle der Bezeichnungen für gewisse

Dinge oder Tätigkeiten ist von schlagender Charakteristik. Die Beispiele regnen uns aus dem Alltag nur so zu. Ich greife ein paar zufällig zusammengetragene Bezeichnungen für gewisse Dinge oder Tätigkeiten heraus, für die Fortbe= wegung des Menschen, der eine beliebige Strecke zurücklegt. Da heißt es: laufe, springe, gumpe, hase, ränne, zäpfe, hülpe, cheibe, schiengge, schlarpe, schnaagge, teere, hötterle, tipple, schuehne, devotätsche, gwaggle, schwample und schwanze. Die Reihe ließe sich noch vermehren, und wohlvermerkt: einzig aus dem Zürich= Deutschen. In allen diesen Verben handelt es sich nicht nur um die Vorwärtsbewegung. Es tritt zugleich plastisch, fast körperlich greifbar vor Augen, welcher Art diese Vorwärtsbewegung ist, ob langsam, schnell, gemütlich, sicher, unsicher, beschwerlich, gleichgültig, wichtig, beladen, mit einer Laft auf dem Rücken oder einem Gläslein zu viel. In welche Verlegenheit würden wir versetzt, wenn man von uns verlangte, diese Ausdrücke alle ins Hochdeutsche zu übertragen! Das Aschenbrödel der Mundart überrascht uns mit einem Reichtum, um den es manche Prinzen beneiden fönnten.

Wer unsere Dialekte besonders mit dem Ohre genießt, wird sich wundern, so viele laut = malerische Elemente in ihnen zu ent= decken. Die ganze säuselnde, rauschende, brausende Natur ist in ihnen eingefangen, der Ruster Bögel im Guggu, das Bellen des Hundes im Bauwau, das Pfeisen des Bindes, das Quirlen und Platschen des Wassers, das Toben eines Gewitters. Wie schildert uns doch Mein= rad Lienert im "Mirli", einem seinen, epischen Werklein, die in Aufruhr geratene Natur:

's gwirbet gar se hüntsch veruse,
's pfifst dur's Dach, um d' Hüttenegge,
Hünt und grochset ume Gade,
Jommret us der Nistre obe,
Us me meine chönt, es geisti.
Jeth gahd's los, mein schier, im Himmel Chehrid s' grad der Sirtechübel.
's tschättret über d' Schindlesns ine,
's schnerzt und donndret ohni Höre,
's sürt us alle Bulchesns use,
Bie wänn d' Aengel Fürstei schlieged.

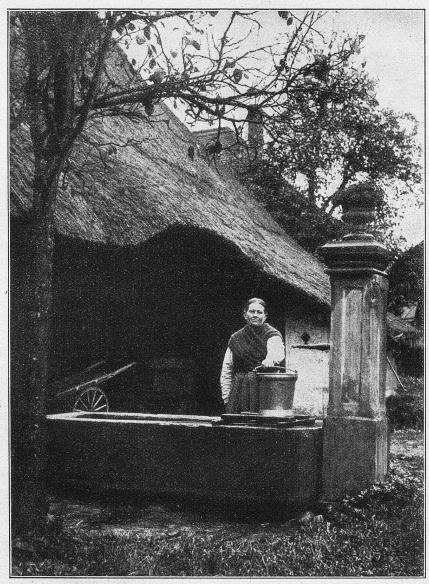
Sine unerschöpfliche Fundgrube für den Freund der Mundarten ist auch das Arsenal der Redens arten, aller dieser gegenständslichen sprichwörtlichen Wendungen, in denen ganz besonders der Humor und die Phantasie des Volkes Feste seiern. Wie unmißverständlich ist es, wenn man sich anschiekt, einem "heimzusänden", "die Kahe abzukausen", einen "in den

¹ Bezeichnung der Uhr nach dem Französischen: Quelle heure est-il?

Senkel zu stellen" oder auch nur, wenn man einem nichtsnutzigen Buben droht, ihm die

Ohren stehen zu lassen.

Der unübersehbare Reichtum dieser Ausdrücke führt uns auf die Verjüngungsfähigkeit, auf die unverwüstliche Lebenskraft unserer Dialekte. Neue Prägungen, neue Kombinationen und Zusammensetzungen werden täglich aus dem der jüngsten Zeit wissen wir, was zum Beispiel während der Mobilisation die Soldatensprache für eigenartige, originelle Neuschöpfungen ans Licht gebracht hat. Sie sind uns ein großer Trost und Beweis dafür, daß allen Überfremdungs= erscheinungen zum Trotz neues Sprachgut auf eigenem Boden gedeiht und zu bestimmter Ge= legenheit wie Vilze aus dem Boden schießt.



"Am Hofbrunnen" in Kölliken (Rt. Aargau).

Drange einer Stimmung, einer seelischen Er= regung, einer Situation heraus geboren, sie wer= den fortgetragen, wieder aufgenommen wie der Blütenstaub durch den Wind, und neue Schöß= lein guden hervor, man weiß oft gar nicht, wo= her sie kommen. Gebunden sind sie immer an sprachschöpferische Menschen, und ihrer ist eine hübsche Zahl. Sie geben nicht selten den Ton an für kleinere, lokale Sprachgemeinschaften. Aus

über dem Lob, das wir unsern schweizeri= schen Dialekten gesungen haben, vergessen wir immerhin eines nicht; sie sind auf die Wirklichkeiten und Gegenständlichkeiten unserer nächsten Umgebung und Bedürfnisse eingestellt. Alles Konkrete und Greifbare benennen und umfassen sie. Wo aber die Gedanken einen philosophischen Flug nehmen, wo sie in verwickelte, unirdische Regionen geraten, wird den Mundarten die

Luft zu dünn. Wörter und Begriffe beginnen ihnen auszugehen, und unverhofft entdecken zwei eifrige Philosophen, daß sie im Gespräch ins Hochdeutsche hinübergeglitten sind. Die Mund= art hat's nicht anders als das schlichte, an= spruchslose Mädchen vom Lande. Es fühlt sich nicht wohl in einem gelehrten Zirkel. So lassen wir es da, wo man noch einfach fühlt und denkt. Da aber wollen wir es nach Kräften hegen und pflegen. Da wollen wir uns aller seiner Gaben freuen, die es unermüdlich über uns ausschüttet. Die Gelehrten kommen zu ihm und studieren es, einfache, dankbare Herzen lauschen ihm, und wirklichkeits= und heimatfrohe Dichter fördern es und führen es an ein schönes Plätzchen, in eine helle, blumengeschmückte Extrastube der deutschen Literatur. Da treffen wir denn, noch auf deutschem Boden, gemütvolle Sänger und Erzähler wie den Dithmarschen Klaus Groth, den Mecklenburger Fritz Reuter, den Schlesier Karl von Holtei, den Alemannen Johann Peter Hebel. Bei ihm klingen uns schon sehr ver=

wandte Töne an, und mit einem Mal erinnern wir uns, daß in allen Kammern des Hauses "zum Schweizerdegen" heimische Dichter am Werke sind, die in ihrer Mundart singen und sagen. Sie haben alle die Schönheit ihrer Mut= tersprache aufs tiefste erkannt und ihr in Wort und Werk gedient. Sie sind aber keineswegs ihre Entdecker gewesen.

Die Zeit der Klassik, da unser unvergänglicher schriftbeutscher Sprachschatz sich in großen Kunstwerken, in Lied, Epos und Dramen fester und fühner zu fügen begann, hat auch für den Wert und die Schönheit unserer Mundarten ein waches Auge gehabt. In den Tagen, da man aufmerksamer als je nach alten Volkslie= dern suchte, freute man sich der Mundarten und gönnte ihnen gern ihr bescheidenes Plätchen an der Sonne. Niemand hat es schöner und treffen= der ausgedrückt als Goethe: der Dialekt ist doch eigentlich das Element, in dem die Seele ihren Atem schöpft.

Züridütsch.

Züridütsch, du tusigs Maitli, Blib es Rüngli bi=n=is hüt! Chumm is öppis cho verzelle, Bring e ghuftigs Chrättli mit. Lueg, do chund's scho früntli z'schwänzle, Lachet eis und gid mer d' Hand. Wo=n= em dä i d' Auge luege, Gsehn i drin e ganzes Land, Bäum und Matte, hübschi Dörfer, Räbe, Aecher, Chorn und Thlee, Blaue Himmel und es Wülchli, Wo si gschaut im helle See, Dunkle Wald a grüene Raine, Weide, Bächli chrüz und quer, Alls ein Garte zringelume, Pühlet, wie wänn's Sundig wär. Und erst, wänn d' dis Müli uftuest, Maitli, wie das chit und singt, Was das nüd für gspässig Schnöögge Lustig hinefürebringt! Chunft us alte, fronde Bite, Wie din Urgroßvater, fäg? Aber nach de rote Bagge Bist na jung und chäch und zwäg.

Chasch na gumpe, chasch na juchse, Berrli tönt's de Fäldere naa, Und es isch mer, 's schlögid i mer Lis die schönste Glogge=n= aa. Liebi lütted f', Glück und Fride, 's wird mer liecht und wohl debi, Und us jedre ghöri 's Echo: Schön isch, do diheime z'si! Stunde, Stunde chönnt i lose. Offe stönd der Tor und Tür. Wer chum 's Züngli glöft häd, alli, Alli chömmed gern zu dir: Berre=n= i der wiße Weste, Rich und arm und groß und chli, Jedes will vu dir es Wörtli, Dänn es wird vu Berze fi. Du bist d' Sunn, wo=n= eus i d' Feister Und bis zinnerst inne zündt, Und de bist is eusi Muetter, Alli si=mer dini Chind. Drum sitz zue=n= is hüt es Stündli, Büridütsch, und sing, verzell! Mag's verusse Chake hagle, Euse himmel glänzt is hell!

Ernft Efdmann.